

## Mission und Spiritualität im Engagement der Diözesen und Diözesanpriester

Wolfgang Sauer

Das missionarische Selbstverständnis der Diözesen, für die ich aus Freiburger Sicht sprechen darf, basiert auf den einschlägigen Aussagen des 2. Vatikanischen Konzils. Wenn die Kirche „von ihrem Wesen her missionarisch“ ist, muß sich dies im Selbstverständnis der einzelnen Ortskirchen widerspiegeln. Ich darf daran erinnern, daß bei der Bischofsweihe der neue Amtsträger nicht nur auf seine Ortskirche verpflichtet, sondern zugleich einbezogen wird in eine gesamtkirchliche Verantwortung der Solidarität und des Austauschs der verschiedenen Gaben. Alle Priester eines Bistums und in ähnlicher Verantwortung die Gläubigen insgesamt partizipieren auf je eigene Weise an diesem Grundauftrag der Lokalkirche: die Ortskirche muß sich als Teil der Weltkirche begreifen lernen, Teilkirche muß Universalkirche werden.

Allein schon dieses Selbstverständnis der Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen und die damit verbundene „Relativierung“ (im Sinn einer theologischen Verwiesenheit auf andere Mitchristen) stellt ein wesentliches Moment missionarischer Spiritualität der Ortskirche dar.

Es ist allgemein bekannt, daß sich vor diesem ekklesiologischen Hintergrund und aus Einsicht in die daraus resultierende pastorale Gesamtverantwortung zahlreiche Diözesanpriester aufgemacht haben, um sich als „fidei donum“ für einige Jahre oder auch für längere Zeit in den Dienst einer anderen Ortskirche zu stellen. Nicht wenige von ihnen haben nach ihrer Rückkehr entscheidende Impulse in die Kirche in Deutschland hinein gegeben, manche an prominenter Stelle, z. B. als Leiter unserer Hilfswerke. Daß nicht jeder Einsatz unter dem Namen „fidei donum“ automatisch schon zum Geschenk für die jeweilige Ortskirche wurde, muß aus Gründen der Wahrhaftigkeit auch konzediert werden. Daß es heute angesichts des sog. „Priestermangels“ in Deutschland nur noch wenige Mitbrüder sind, die sich mit ihren Diensten anderen Bischöfen und Diözesen zur Verfügung stellen, ist beklagenswert. Hier beschämt mich das Beispiel des Bischofs von Callao in Peru, Mons. Irizar Campos, der ganz bewußt zwei seiner Priester als „Missionare“ für seine frühere Indigena-Diözese Yurimaguas zur Verfügung gestellt hat, obwohl er nur ganz wenige Priester in seinem Bistum hat. Diese Tat der Selbstlosigkeit geschah aus dem selbstverständlichen Glauben, daß die damit verschenkte Saat sich auch im eigenen Bistum hundertfältig fruchtbar erweisen werde.

Worin könnte die missionarische Spiritualität des „Weltpriesters“ bestehen? Als ich vor 25 Jahren meine Priesterweihe empfang, gab uns der Dekan in meinem ersten Einsatzort Mannheim beim Dies/Konveniat folgende Einsicht mit auf den Weg: „Denkt immer daran: keiner von Euch füllt Christus ganz aus.“ Er wollte die Mitbrüder vor der spirituellen Arroganz bewahren, die in der

Torheit bestünde, daß ein einzelner Christ oder eine einzelne christliche Gemeinschaft – und sei es eine Diözese – in der Lage wären, das Christusgeheimnis, das „pleroma Christi“ umfassend abzubilden.

Die demütige Selbsterkenntnis und Einsicht in die Begrenztheit unseres Zeugnisses und das Wissen darum, daß es die vielen, die unzählbar vielen Glieder braucht, um den Auferstandenen in dieser Welt zu bezeugen, gehört zu den grundlegenden Einsichten des missionarischen Selbstverständnisses. Das „Sich als Teil eines Größeren begreifen“, das in der Spannung Orts-Kirche / Universalkirche angelegt ist, gilt es spirituell immer neu einzuholen. „Keiner von Euch füllt Christus ganz aus.“

Als mein Weihekurs vor 25 Jahren „angetreten“ ist, waren viele von der Gemeindeftheologie des 2. Vatikanums fasziniert und versuchten in den zurückliegenden Jahren, zumeist als Pfarrer und Gemeindeleiter, dieses Ideal einer Pfarrfamilie mit Vernetzungen des Vertrauens und der internen Solidarität zu verwirklichen. Heute sind viele gezwungen, aus dieser „heilen Welt“ aufzubrechen und sich gleichzeitig mehreren Pfarreien zu stellen. Aus dem „Ältesten“ einer Territorialgemeinde muß ein missionarischer Wanderapostel in einer Diasporasituation werden, wie sie uns in den Paulusbriefen mit allen strukturellen und existentiellen Konsequenzen beschrieben wird. Hier zu sagen: „unter diesen Vorzeichen sind wir nicht angetreten“ und resigniert das sprichwörtliche Handtuch zu werfen, wäre eine ungläubige Verweigerung einer missionarischen Berufung, die uns ungefragt überkommt und der sich ein Diözesanpriester nicht entziehen sollte. Die treue Übernahme neuer Verpflichtungen in einer veränderten pastoralen Landschaft ist „missionarische Spiritualität“.

Noch ein weiterer Gedanke, der gerade in unserem Kreis von Bedeutung sein dürfte. In einer oberflächlichen Rollenumschreibung wird bisweilen das Mißverständnis kultiviert, die Diözesen, vor allem in ihrer amtlichen Organisation und administrativen Struktur, seien sozusagen das finanzielle Basislager für die missionarischen Expeditionen der Spezialisten, sprich der missionierenden Ordensgemeinschaften. Manche jungen Menschen, die mich in meinem „Referat Weltkirche“ besuchen, tun dies, um sich die finanzielle Unterstützung für einen missionarischen Einsatz abzuholen. Von der Behörde erwartet man Geld, und leider nicht mehr. Das Bistum wird als die pure Behörde empfunden, die – bitte schön! – die missionarische Selbstlosigkeit junger Christen aus Kirchensteuermitteln honorieren solle. Diese zugegeben etwas überzeichnete Darstellung, die den missionierenden Orden den prophetischen Geist, den kirchlichen Hilfswerken das professionelle Know how und den Diözesen die Rolle des Finanziers zudiktieren wollte, wäre in der Tat eine schlimme Karikatur. Zugleich beschreibt diese zugespitzte Aussage eine Not und eine ständige Herausforderung der besseren Einsicht und Umkehr. Auch wenn es im Leib Christi mit gutem Grund Differenzierungen und Spezialisierungen gibt und nicht alle alles machen können, wäre es doch fatal, wenn sich die missionarische Berufung einer Diözese lediglich auf die Bereit-

stellung von Ressourcen beschränken würde. So ist auch die Bewußtseinsbildung in Verkündigung, Information und Aktion ein wesentlicher Auftrag der Diözesen und aller in der Pastoral Verantwortlichen. Ich muß freilich einräumen, daß die eben skizzierte Mentalität der „billig geteilten Verantwortung“ bei vielen Priestern und Laien doch immer noch sehr verbreitet ist. Hier sollten wir uns in einem Programm kooperativer Solidarität um verstärkte Inlandsbildung bemühen.

In unserer Freiburger Peru-Partnerschaft versuchen wir seit über zehn Jahren einen Weg der Überwindung der angedeuteten alten Klischees der Rollenverteilung. Mission heißt für uns in diesem Kontext, daß wir immer tiefer zu begreifen versuchen, daß wir gemeinsam auf den Weg geschickt sind und uns als Schwestern und Brüder in der einen Kirche begreifen. Die alten Reflexe vom bloßen „Geldsammeln für die Armen“ werden überwunden oder zumindest ergänzt durch ein neues, fundamentales Interesse an der Glaubensgestalt und dem Kirche-sein unserer Partner. Noch einmal: gerade in dieser Entgrenzung unserer Horizonte wird missionarische Spiritualität gelebt. Wenn es im Credo heißt, daß der Hl. Geist „ex patre filioque procedit“, dann ist gerade das procedere, das Voranschreiten und das Aus-sich-Herausgehen ein Kennzeichen geistlicher Existenz. Jede Spiritualität, die sich dem lebendigen Geist Gottes verpflichtet weiß, ist in diesem procedere Gottes selbst eingebunden, in diesem Prozeß der Selbsttranszendierung Gottes, in seiner Inkarnation, in seiner Sendung der Liebe und des Erbarmens. Die Überwindung von Borniertheiten und das Wagnis des entgrenzten Blicks, der sich auch dem Fremden und Ungewohnten, vielleicht sogar dem Unsympathischen aussetzt, ist ein Akt missionarischer Spiritualität. Das Einüben von Dialog und das Lernen der gegenseitigen Verwiesenheit, auch das Überwinden der oft so subtilen Formen der Superiorität, ist eine Alltagserfahrung in den zahlreichen Begegnungen und gemeinsamen Schritten, die wir Freiburger exemplarisch mit einer anderen Ortskirche, nämlich der in Peru, versuchen.

Langsam aber stetig wird deutlich, daß dieses universalkirchliche und partnerschaftliche Engagement nicht nur Sache von einigen Freaks ist, die „immer noch“ alternative Träume und romantische Visionen pflegen, sondern daß die Selbstverpflichtung zur spirituellen und solidarischen Kommunikation mit einer anderen Ortskirche die Gestalt einer „geistlichen Bewegung“ annimmt, die aus dem pastoralen Handeln eines Bistums nicht mehr wegzudenken ist. Das die damit einhergehenden „Relativierungen“ (s. o.) auch Stil und Praxis unseres Kircheseins verändern und z. B. handfest in unsere derzeitigen Struktur- und Finanzdiskussionen hineinregieren, brauche ich wohl nicht eigens auszuführen.

Seit Anfängen der Kirche lassen sich zumindest zwei Strukturprinzipien erkennen, die zur Konstitution des Volkes Gottes geführt haben: das missionarische Prinzip einer alle Grenzen überschreitenden Kraft und Phantasie, für die der Name Paulus steht. Auf der anderen Seite das petrinische Prinzip, also die ausdifferenzierte, seßhaft gewordene Verantwortung und Leitung, das lokal-

kirchliche Prinzip, also jene Basis der Ortsgemeinden, auf deren Solidarität sich Paulus in seinem missionarischen Tun gerne und mit Recht verläßt.

Wenn wir in diesen zu Ende gehenden Junitagen das Fest Peter und Paul feiern, kommt es mir vor dem Hintergrund unserer Überlegungen auf beide Namen und damit Prinzipien an, auf Petrus und auf Paulus. Vor allem aber kommt es mir an auf das „und“, mit dem beide in sich nicht immer kompatiblen Charaktere verbunden sind. Wir feiern Peter, wir feiern Paul, und wir feiern das „und“.

In diese kooperative Spiritualität als katholisches Prinzip sind wir eingebunden. Sie ist unsere Verheißung. „Keiner von Euch füllt Christus ganz aus!“ – Gott sei Dank!